

(Nachdruck verboten)

17]

## Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Ent-entschuldigen Sie, daß ich mir auch hier erlaube, etwas tiefer in die Materie einzudringen, Herr Barberg. Es läßt sich im Grunde nichts Rationelles dagegen einwenden, daß unsre Vorstellungen photographiert werden. Das Gedächtnis ist bekanntlich ein Photographiekasten voll von schichtweise daliegenden Bildern, die die Phantasie schafft, und die die Photographie aufzufangen im Stande sein müßte, wenn sie nur intensiv genug wären. Die Isländer sehen in ihrem „Stinlaeta“ das Bild eines Abwesenden. Jemand, der an uns denkt, zeigt sich uns im Augenblick des Todes. Das sind alles energische Wissensströmungen, die, wie man annehmen muß, infolge irgend eines unbekanntes Gesetzes, ebenso wie die Elektrizität, die Vorstellungen verpflanzen, unabhängig von unsren gewöhnlichen Begriffen über Raum und Zeit. Die Wissenschaft aber, Herr Barberg, weiß ganz und gar nichts von Geistern, die schreiben: die hält sich an die Wahrscheinlichkeit, daß diese Phänomene unsrer eignen, unbewußten Produktion zuzuschreiben sind!“

„Sie reden wie ein gut eingerittener Universitätsprofessor, Herr Schulteif. Aber, sehen Sie, die Zeit der Doktrinen . . .“

„Demoralisiert die Wissenschaft, meinen Sie. Ja, die psychische Kraft soll eine neue Erfindung sein,“ er blieb plötzlich wieder mitten im Zimmer stehen. „Als ob nicht die ganze Mythologie und die Bibel voll davon wären! Sie sollten diese Sachen studieren, Herr Barberg, und Sie würden staunen, was für altersgraue Erfahrungen man als ganz neu anzuführen wagt, als splitternen . . . Nicht zu reden von der Erzählung von Simon Magus, die Sie natürlich kennen. So? Um — also nicht . . . Er wird unter anderem in der Apostelgeschichte, Acta apostolorum erwähnt.“ Schulteif schwelgte und konnte sich, um sich schauend in dem Bewußtsein, daß er in Mintas Augen siegte; seine Zistelstimme und seine plötzlichen Gesten wurden immer outrierter. „Dieser Mann konnte, wie Zeugen aus seiner Zeit berichten, alle Wunder nachahmen; er zeigte sich gleichzeitig an verschiedenen Orten, konnte sehen, was sich in der Entfernung zutrug und so weiter. Als er falsche Lehren verbreitete, folgte ihm St. Peter, wie die Kirchengeschichte erzählt, nach Rom, um ihn zu bekämpfen. Dort stieg Simon Magus vor Kaiser Neros Augen in die Luft auf, in Parenthese bemerkt, dasselbe Kunststück, das von den indischen Jätirs ausgeführt wird. Aber, heißt es, als St. Peter seine Gebete wider ihn richtete und ihn durch seine höhere Kraft zog, stürzte er zu Boden und verschied. Und es dann noch als etwas Neues auszugeben, auszukramen, auszuposaunen, diese Kraft, die Jesus schon vor nahezu neunzehnhundert Jahren als die bezeichnet hat, die Berge versetzen kann!“

Im Bewußtsein seines Sieges schritt und stolzierte er, den Blick zur Decke empor gerichtet, mit langen, demonstrativen Paß im Zimmer auf und nieder.

Barberg hatte einen etwas heißen Kopf bekommen; aber er lächelte mit immer schärferem Spott über Schulteif's Figur und seine Stellungen, die er scheinbar mit dem größten Stammen betrachtete.

„Wirklich,“ kam es dann zitternd, mit der tiefsten Verachtung im Tonfall, „ich muß es eine niedrige, höchst ordinäre Erscheinung der Jetztzeit nennen, Herr Barberg, diese allgemeine Spielerei mit Teufelsbeschwörungen, Geistesritieren und mystischem Aberglauben, die in den jeder großen auftauchenden Wahrheit vorausgegangenen Gärungszeiten bei den Phantasien der Halbgebildung stets eine Rolle gespielt haben. Ich würde, ich denke hier an niemand speziell,“ schrieb er, „ich beziehe mich nur auf die ganze Richtung, ich würde mich wirklich nicht dazu hergeben, meine Person mit dieser banalen, vulgären Eintagswelle zu bemengen, zu besudeln, sie zu ertränken, Selbstmord an mir zu begehen.“ Er sank tief in die Knie und schaute zu der Decke empor, als wolle er ein Erhängen ausdrücken.

Barberg lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, als genieße er das Schauspiel. Seine kritischen Betrachtungen verrieten sich hin und wieder in einem Blick voll behaltenden Spottes, den er zu Minka und Berthea hinüberwarf.

„Höchst interessant — ein eifersüchtiger Philosoph — leidenschaftlich eifersüchtig,“ fing er an zu murmeln und zu spotten. „Ich meine natürlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus.“ Blinzelte er unverschämt. „Der eifersüchtige Philosoph, ein vorzüglicher Titel für ein Lustspiel, das . . .“

Minka fing im selben Augenblick ein so unverschämt auf sich gerichtetes Lächeln auf, das auszudrücken schien, er bezweifle ganz und gar nicht ihre — der Schülerin — enthusiastische, blinde Bewunderung für den Lehrer und würde ihr schon eine Rolle in dem Stück zuerteilen.

„Ehe ich mich an diesem blinden, idiotischen Massentanz beteilige, an diesem Can-can,“ trippelte und hüpfte Schulteif.

„Könnten Sie es nicht unterlassen, Ihren Vortrag mit Tanz zu begleiten,“ rief Minka aus, sie sprang auf und schob den Stuhl ungeduldig beiseite. „Dies ist wirklich nicht mehr zum Ertragen.“

Schulteif blieb stehen und starrte sie mit einem verzweifelten Ausdruck an, als stürze er durch viele Räume hindurch aus seiner Höhe herab. Er sank langsam, und seine Stellung und seine Mienen drückten an Blödsinn grenzende Verwirrung aus. Es ward ihm augenscheinlich schwer, dies zu fassen oder in sich aufzunehmen.

„Ich behaupte — ich behaupte meinen Standpunkt!“ freizügte er dann, ganz außer sich mit einem plötzlichen Aufklackern und schlug drohend, mit geballter Faust um sich.

Niemand antwortete, und er stand da und starrte und blickte in peinlichem Schweigen um sich.

Einen schönen Blick auf Minka heftend, stammelte er dann fast unhörbar:

„Ich — verstehe. Ich werde — nicht durch meine Unwesenheit — lästig fallen.“

Er sandte Barberg einen halbwegagten, rasenden, verbissenen Blick zu und torkelte zur Thür hinaus.

Frau Baardvig folgte ihm auf den Ferseu die Treppe hinauf.

„Schulteif, Schulteif — Sie müssen es nicht so — nicht so tragisch . . .“

Er hörte nicht auf sie, stürzte in sein Zimmer und warf sich aufs Bett, das Gesicht in den Kissen bergend.

„Schulteif, ich sage Ihnen, Sie dürfen es wirklich nicht, wie können Sie sich wohl ein übereiltes Wort so zu Herzen nehmen.“

Schulteif bergend das Gesicht nur noch tiefer in die Kissen.

„Sie, der Sie Ihre Sache so brillant zu verfechten wissen . . .“

Der Bundel fing an, Bewegungen und Zuckungen zu machen, einige ersticke, unterdrückte Laute wurden hörbar, sie gleichen einem nicht zum Ausbruch kommenden Schluchzen.

Das nahm mehr und mehr zu, bis es zu einem wilden Brüllen ward. Frau Baardvig blieb auf dem Rande des Bettes sitzen; sie hielt seine Hand, die auf seinem Rücken lag, und ließ sie nicht los.

„Sie fassen es zu leidenschaftlich auf,“ sagte sie, als sie wieder zu Worte kommen konnte, „Sie, der Sie so überlegen waren, so vollkommen den Sieg davon trugen.“

Keine Antwort.

„Ich sage Ihnen ja, ich war von Anfang an der Ansicht, daß Sie die Materie vollständig beherrschten. Das Faktum ist und bleibt, daß Sie siegten, Schulteif.“

Schulteif stöhnte und wandte den Kopf ein wenig. „Ja, das mag Ihre Ansicht sein, Frau Doktor!“

Er wollte sich wieder in die Kissen hineinbohren. Frau Bente aber fuhr ihm mit der Hand beruhigend über die Schultern.

Es übte eine plötzliche Wirkung auf ihn aus, daß sie so seine körperliche Mißgestaltung berührte, und er saß im selben Augenblick aufrecht da und ließ die Beine vom Bettende herabhängen.

„Ihre Ansicht, Frau Doktor, Sie sind die Persönlich-

keit, vor der ich in der ganzen Welt die größte Achtung habe. Erlauben Sie mir, entschuldigen Sie . . ."

"Ich versichere Sie wirklich," sagte sie, sich erhebend, "daß dies im Grunde auch Minkas Ansicht ist."

"Glauben Sie, könnten Sie sich das wirklich denken?" "Ich sah ja so gut, was sie während des Disputes dachte," bestätigte sie.

"Bemerkten Sie, sahen Sie auch wohl, Frau Doktor, daß sie . . ."

"Es unterliegt keinem Zweifel, Schulteiß."

"Sie glauben, Frau Doktor, daß Minka wirklich — trotz alledem — anerkannte, ich meine, gewissermaßen doch meine Anschauungen teilte . . .?"

"Ganz sicher, Herr Schulteiß!"

"Ich will Ihnen nur gestehen, Frau Doktor, daß ich absichtlich die Gelegenheit herbeigeführt habe, den höchst schädlichen Einfluß dieses Herrn Warberg auf Minkas Nerven zu untergraben. Er ist wirklich kein guter Charakter, eigentlich sehr verdächtig . . ."

Frau Bente stand da, als besänne sie sich ein wenig.

"Sie haben ja auch Ihren großen Anteil an Minkas Erziehung, Herr Schulteiß. Ich weiß nicht, ob es Ihnen so geht wie mir, daß wir ein wenig zu viel von dem Gefühl des Eigentumsrechts an sie haben. Das ist sehr verkehrt, ich weiß es, und trotzdem, mir schaudert gleichsam bei dem Gedanken, daß sie jemals von mir getrennt werden könnte. Und ich dachte, Sie, Herr Schulteiß, könnten dies vielleicht verstehen. Ich denke oft im stillen bei mir, daß ich nicht so egoistisch sein darf, daß ich mich beizeiten daran gewöhnen muß, dem Unvermeidlichen ins Auge zu schauen . . ."

Er starrte sie an, als wolle er den Sinn ihrer Worte erraten, und seine Züge nahmen mehr und mehr einen grotesken Ausdruck des Entsetzens an. Leidenschaftlich erregt rief er aus:

"Aber Minka — Minka . . . Man darf es nicht vergessen, nicht außer acht lassen, daß sie in jeder Hinsicht ein Ausnahmewesen ist, über das man eine schützende Hand halten muß, eine doppelte Hand, das man ganz besonders hüten muß. Eine höchst eigentümliche, zarte und empfindliche, eine aussergewöhnliche Natur . . . So fein empfänglich für jealiche Nuance, so leicht zu lenken, eine wahrhaft phänomenale Begabung, alle Ideen der Jetztzeit aufzufangen. Eine subline, köstliche Eigenschaft. Aber gefährlich, eine große, große Gefahr, die Ihr Mutterauge wohl nicht umhin konnte, zu bemerken, die sie für eine Zeit, allerdings nur für eine Zeit, von jeder Erscheinung blenden läßt, die es versteht, sich mit einem idealen Nimbus zu umgeben. Ich sehe den Abgrund unter ihren nichts ahnenden Schritten gähnen . . . Und daß ich mich heute gleich einem Curtius, blind für das Verderben, hineinstürzte — ich bereue es nicht — ich würde mich tausendmal hineinstürzen, könnte ich ihr die Augen öffnen!" Er streckte den Arm wild von sich. "Dieser Warberg — ein oberflächlicher Humbugmacher . . ."

"Ja, ich weiß, daß Sie es so gut meinen, Herr Schulteiß. Einer Mutter und einem geistigen Erzieher wird nun einmal kein besseres Los zu teil — resignieren — in der Erinnerung leben — und an dem zehren, was wir ihr an Gutem gegeben haben. Damit muß man sich trösten."

Es klang wehmütig, als wolle sie ihm Trost bieten für ein gemeinsames Los.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Seitdem die Socialdemokraten, denen doch längst das Vaterland aberkannt worden ist, es wagen, mit Vorliebe von nationaler Ehre zu reden, ist in den maßgebenden Kreisen eine traurige Begriffsverwirrung über dieses Ding an sich eingerissen. Gewiß, die mit der nationalen Ehre von Geburt an behafteten preussischen Junker wissen noch ihre Monopolstellung in Ehrensachen zu retten. Als neulich im Reichstage dreiste Rottenführer mit einer gewissen demonstrativen Niedertocht sich als Vahrer nationaler Ehre gegenüber der reizenden Kameradschaft mit den Polizisten aus der Skafai aufzuspüren sich heransnahmen, wurden die feingeschnittenen Charakterlöpfe auf der rechten Seite des Hauses bei dem Worte „Ehre“ jedesmal von Hohnblitzen durchfurcht, und Herr v. Kormann, der Demosthenes der konservativen Partei, sprach gegen solchen Unfug wieder den einen kräftigen Satz, aus dem seine Verehrsamkeit besteht; ein einziger Kormannischer Satz verbreitet schon Furcht und Flucht und der Glückliche bedarf deshalb niemals mehr als eines Satzes, während andre Redner mühsam ganze Ballen von Papier verreden müssen, um Eindruck zu machen.

Aber nicht jeder ist so weiterfest wie ein Junker. Namentlich die Regierungsblätter sind den frechen Suggestionen des Umsturzes zugänglich. Optimistische Beobachter wollen sogar bemerkt haben, daß selbst Herr v. Richthofen, der Gönner des russischen Polizeichefs in Neubabelsberg, schließlich errötete. Und Herr Nieberding, der dabei saß, machte eine Miene, als ob er gegen die Verschwürungen der nationalen Ehre durch die Socialdemokratie nur noch juristisch-formale Bedenken gehabt hätte. Ein Geheimrat soll sogar unmittelbar nach der Debatte über die Russenpigel geäußert haben: Sollte es nicht wirklich für das Deutsche Reich ehrenvoller sein, wenn wir den Ueberfluß an Agenten Väterchens verwenden, um unerfahrene junge Lieutenants gegen die Verführungen durch Offiziersgemahlinnen zu schützen?

So weit war die Seelenstörung vorgeschritten. Es wußte ja wahrhaftig niemand mehr, was korrekterweise unter nationaler Ehre zu verstehen sei. Da faßte Graf Bülow einen gewaltigen Entschluß. Er berief den preussischen Polizeiminister zu sich, eruchte ihn, das silberne Körbchen abzunehmen — man soll einem Minister, wenn er geistig zu dreiehn hat, nicht den Mund verbinden — und arbeitete dann mit ihm unter Hinzuziehung der Kollegen Richthofen und Poddieski ein epochemachendes Werk aus, das den Titel führt:

„Katechismus der nationalen Ehre.“  
Zum Gebrauch für Minister, Geheimräte, Rittmeister, Oberlieutenants, Parlamentarier und Jedermann aus dem Volk.

Bei Mittler u. Sohn wird die Schrift in Bälde erscheinen. Die Hofbuchhandlung war freundlich genug, uns bereits vorher die Aushängelbogen zugehen zu lassen, und wir sind deshalb in der Lage, einiges aus dem reichen und überzeugenden Inhalt wiedergeben zu können und so auch unsere Lesern einen Begriff von den ewigen Regeln unverfälschter nationaler Ehre zu ermöglichen. Sie werden dann sehen, daß sich die Socialdemokraten zum mindesten eines groben unlauteren Wettbewerbes schuldig machen, wenn sie ihrerseits von nationaler Ehre reden.

### § 1.

Die nationale Ehre ist ein Begriff, der in den besseren Gesellschaftskreisen als bekannt vorausgesetzt werden muß und der deshalb keiner Bestimmung bedarf.

### § 2.

Die nationale Ehre ist im Gegenteil von so feiner, duftiger Struktur, daß man ihr mit dem groben Werkzeug der Vernunft gar nicht beikommen kann, ohne den herrlichen Schmetterlingsstaub ihres Wesens plump zu zerstören.

### § 3.

Man kann also die nationale Ehre zwar nicht definieren, aber sie läßt sich in ihren Erscheinungsformen studieren.

### § 4.

Nationale Ehre ist, wenn man!

### § 5.

Wenn man z. B. 150 Thnen hat oder mehr als 50 000 Mark Einkommen besteuert.

### § 6.

Nationale Ehre hat das Militär; regelmäßig vom Lieutenant aufwärts. Die Mannschaften und Unteroffiziere müssen von Fall zu Fall das Vorhandensein nachweisen. Sind sie Offiziere a. D. und schreiben gemeine Körperleien in Zeitungen, so gilt die nationale Ehre als erloschen.

### § 7.

Socialdemokraten haben keine nationale Ehre. Ebenso Juden, sofern sie nicht unter den § 5 fallen.

### § 8.

Das Gebiet der nationalen Ehre ist durch die Quadratmeilen des Geburtslandes begrenzt. Die nationale Ehre wächst prozentual mit der Größe des Gebiets.

### § 9.

Daraus folgt, daß es erster Grundsatz der nationalen Ehre ist, das Gebiet zu erhalten und, wenn thunlich, zu vergrößern.

### § 10.

Für die nationale Ehre muß man, wenn notwendig, das eigne Blut opfern. Doch ist es vorzuziehen, wenn man das Vergießen des Blutes ändern überläßt und sich selbst auf die Aufforderung zum Opfern beschränkt. Regierende Familien dürfen unter keinen Umständen ihr Blut vergießen, weil das ein Verlust für die nationale Ehre wäre.

### § 11.

Es ist süß und ehrenvoll, wenn unsre Stellvertreter für das Vaterland fortgeschossen werden.

### § 12.

Greife niemals an, bevor Du Dich überzeugt hast, daß Dein Gegner schwächer ist als Du. Führe Krieg mit den Hereros; denn sie haben keine modernen Geschütze. Schlage die Ausländer nieder und verfolge sie; denn es sind ihrer weniger als die mit ihrer Austreibung beauftragten Schutzleute. Kämpfe gegen streikende Weber, denn sie sind durch Arbeit und Hunger heruntergekommen.

### § 13.

Die nationale Ehre erfordert es, immer nur gegen den Schwächeren zu Felde zu ziehen. Erstlich, weil die nationale Ehre unbedingt erheischt, daß man siege. Zweitens, weil es eine tödliche Beleidigung unsrer Ehre ist, wenn sich die Schwächeren gegen uns auflehnen.

Sie bekunden damit, daß sie unsre Stärke unterschätzen. Das ist beleidigend. Dafür müssen sie gezüchtigt werden.

§ 14.

Stärkeren Mächten gegenüber geizt sie eine demütige und rücksichtsvolle Freundlichkeit. Probozieren uns solche Staaten oder verlangen sie in brutaler Weise Unbilliges von uns, so ist das die höchste Auszeichnung unsrer nationalen Ehre. Denn indem sie mit uns anbinden, erweisen sie uns die Anerkennung, daß wir ihnen fast überbürtig sind. Die nationale Ehre wird gesteigert durch die Zumutungen stärkerer Gegner, und sie wird um so größer, je mehr wir ihrem Groll mit Günstbeweisen begegnen.

§ 15.

Die schwächeren Gegner sind nicht nur zu vernichten, sondern auch zu beschimpfen. Es ist unerträglich für die nationale Ehre, wenn unsre nationalen inneren und äußeren Erbfeinde nicht Lumpen, Idioten und Verbrecher sind.

§ 16.

Sie sind es nämlich wirklich. Ueber das in jedem Fall zu wählende Schimpfwort entscheidet Takt und Erfahrung.

Die Hereros hatten zum Beispiel vor der deutschen Kolonialpolitik alles Land in ihrem Besitz. Jetzt haben sie nur noch wenig, dagegen die Weißen viel. Es liegt mithin nahe, die Hereros Räuber und Diebe zu nennen, gegen die sich die nationale Ehre der Weißen mit Pulver und Blei zu schützen hat.

§ 17.

Es erhöht besonders die Intensität der nationalen Ehre, wenn man drei Millionen des Volkes als gemeingefährliches Gesindel beziehtigt.

§ 18.

Die Freundschaft mit stärkeren Staaten und damit die nationale Ehre wird durch kleine Geschenke erhalten. Auch das Christentum ist in diesen Fällen zur Erzielung nationaler Ehre zweckdienlich heranzuziehen: Man soll auch die linke Wange, ohne besondere Anforderung, bereitwillig hinhalten.

§ 19.

Die nationale Ehre erfordert es, daß Rußland frei in unsrem Lande schaltet. Von ihm gar genötigt werden, heißt unsre Keuschheit vermehren.

§ 20.

Es verleht die nationale Ehre, wenn wir den stärkeren Staat durch unsre Leistungen beschämen. Darum ist z. B. zu fordern, daß zu amerikanischen Weltausstellungen nur minderwertige Erzeugnisse geschickt werden.

§ 21.

Die nationale Ehre des militärischen Vorgesetzten besteht darin, jeden wörtlichen oder thätlichen Angriff auf seine Person mit dem Blut des Angreifers abzuwaschen.

§ 22.

Die nationale Ehre des militärischen Untergebenen besteht darin, jeden wörtlichen oder thätlichen Angriff auf seine Person mit dem Blut des Angegriffenen abzuwaschen.

§ 23.

Wissen, Charakter und Verunft sind geeignet, die Naturkraft der nationalen Ehre zu schwächen.

§ 24.

In Zweifelsfällen entscheidet der nächste Gendarm, Landrat, Lieutenant, Minister oder sonstige Exekutivmeister der nationalen Ehre. — J o c.

(Nachdruck verboten.)

## Der Leihmensch.

Das Großstadttreiben mit seinen hochentwickelten kapitalistischen Betriebsformen hat diesen neuen Typus herausgebildet: den Leihmenschen. Unter diesen Begriff soll nicht etwa jener gebracht werden, der auf Pfänder leiht, oder seine Sachen ins Leihhaus trägt. Der Leihmensch ist weder ein blutsaugerischer Bucherer noch ein armer Schlucker. Er befindet sich oft in ausgezeichneten Verhältnissen, wohnt in einer prächtigen Wohnung, trägt seine Wäsche und kostbare Kleider und speist auf dem feinsten Porzellan. Aber der Eigentumsbegriff ist für ihn — lange noch vor dem Siege jener fürchterlichen Horde, die „alles Eigentum beseitigen will“, und die er vielleicht selber fürchtet — ein Märchen aus alter Zeit geworden. Der kapitalistische Entwicklungsprozeß hat ihn als Konsumenten juristisch von seinen Konsumtionsmitteln getrennt, so wie er die Masse der Produzenten von ihren Produktionsmitteln getrennt hat. Er ist eben ein Leihmensch.

Daß er nicht im eignen Hause wohnt, ist selbstverständlich, und in diesem Sinne sind wir ja alle schon Leihmenschen geworden. Die Zeit ist freilich noch nicht lange vorbei, da der angeesehene Bürger auf den Mietwohner wie auf einen minderwertigen geringschätzig herabblidete. Heute empfinden wir es weder als sociale Deklassierung, noch als eine besondere Unbequemlichkeit, in einem Hause zu wohnen, das nicht unser Eigentum ist. Selbst der größte Eigentumsfanatiker wohnt heute lieber mit günstigem Kontrakt in einer Bel-Etage des Tiergartenviertels als in einer strohgedeckten Hütte, in der er der Herr des Hauses ist. Daß der Leihmensch also

in einer gemieteten Wohnung wohnt, ist durchaus nichts Auffälliges und ihm Eigentümliches.

Aber die Wohnung will auch möbliert sein; sie braucht Betten, Stühle, Tische, Kanapees, Fauteuils, Teppiche, Gardinen, Bilder, Büsten, Rippes, Stieh- und Wanduhren usw. Die bezieht nun der Leihmensch aus einem Möbel-Leihgeschäft. Er hat in der Wohnung, die sein Eigentum nicht ist, auch kein Stüd, das sein Eigentum wäre. Das Einrichtungs-etablissement leiht ihm gegen monatliche oder vierteljährliche Gebühren alles: vom Bett, in dem er schläft, bis zur Fußbede, an der er die Stiefel reinigt, wenn er eintritt. Sie holt die Teppiche zur Reinigung, wäscht ihm die Gardinen, ersetzt schadhaft gewordene Stücke. Ist der Leihmensch seiner Möbel überdrüssig geworden, oder wechselt er die Wohnung, so geht er ins Einrichtungs-geschäft und sucht sich die Möbel aus, die ihm gefallen.

Aber man muß nicht nur wohnen, sondern auch gekleidet sein! Wozu giebt es nun Kleider-Abonnements? Der Leihmensch schließt mit dem Kleiderhaus einen Vertrag ab. Er bezahlt monatlich foundsobel Mark. Dafür erhält er Winter-Anzüge, Sommer-Anzüge, Huder-, Tennis-, Jagdostüme, dicke und dünne Ueberzieher — alles nach Maß und nach seinem Geschmack. Nach zwei Jahren giebt er die gebrauchten Gegenstände wieder an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurück, die nun die „von Herrschaften abgelegten Kleider“ für billiges Geld weiter verkaufen. Da die Firma ein Interesse daran hat, die ihr gehörigen Sachen auch in gutem Zustande zurückzuerhalten, muß sie auf haltbare Stoffe und solide Arbeit sehen. So ist der Leihmensch davor gestichert, mit schlechter Ware übers Ohr gehauen zu werden.

Seine einzige Sorge war bisher die Wäsche. Der Leihmensch konnte, so lange er sein eignes Hemd tragen mußte, noch immer nicht mit Goethe, aber in viel wörtlicherem Sinne sagen:

Ich weiß, daß nichts mir angehört  
Als der Gedanke, der ungehört  
Aus meiner Seele will fliehen . . .

Jetzt ist aber auch dem glücklich abgeholfen. Ein neues kapitalistisches Unternehmen, das sich gleichzeitig in Berlin und in Hamburg etabliert hat, giebt Wäsche-Abonnements aus! Es liefert leihweise die feinste Herrenwäsche und verlangt dafür nichts andres, als daß der Benutzer seine Hemden, Hosen, Strümpfe, Kragen, Vorhenden, Manschetten, Betttücher, Tischtücher, Handtücher, Servietten und Schnupftücher zwei Jahre lang bei ihm waschen läßt. Dem Leihmenschen ist also geholfen. Er kann modernste Vorhenden, Kragen neuester Façon und zierliche Nachthemden tragen, ohne darum doch ein Hemd zu haben, das ihm gehört.

Der Leihmensch ladet seine Freunde zu einem Frühstück ein — „bei sich zu Hause“ natürlich. Wir wollen nicht von dem komplizierten juristischen Verhältnisse reden, in dem man zu einer Sommermajonaise steht, so lange man sie weder bezahlt noch konsumiert hat. Aber man braucht auch Schüsseln, Teller usw. Der Leihmensch bestellt das Frühstück in einem großen Speisehause. Es liefert ihm leihweise das feinste Service: Suppenschüssel, Fleischschüssel, Bratenschüssel, Fischschüssel, Krebschüssel, die dazu gehörigen Teller, Brotkörbe, Obstkörbe, Aufsätze für den Nachtisch, Suppenlöffel, Theelöffel, Mokkalöffel, Bestede und Fischmesser, Wassergläser, Biergläser, Schnapsgläser, Gläser für Rotwein, für Weißwein, Champagnerkelche, Krüge und Tabletten. Auf dem Klavier, geliehen aus der 3-chen Klavierfabrik, tönen fröhliche Weisen. . . .

Die Gäste sind endlich fort. Der Leihmensch schickt seinen Lohn-diener mit dem geliehenen Porzellan zurück, legt den geliehenen Gehrock ab, um ihn mit einem geliehenen Schlafrock zu vertauschen, legt sich auf das geliehene Kanapee und liest ein Buch aus der Leihbibliothek. Oder, wenn ihm das langweilig wird, geht er nach der Reitschule, leiht einen Gaul und unternimmt einen kleinen Verbaunngsritt durch den Thiergarten. Oder er fährt auch spazieren.

„Glücklicher!“ denkt ein neidischer Fußgänger. Und fürwahr, der Leihmensch braucht sich, wenn nur die Gelber zum Ersten reichlich fließen, über sein Dasein keineswegs zu beklagen. Er hat alles, was er braucht, wenn auch von allem, was er hat, nichts sein Eigentum ist.

Nur mitunter, wenn er zu reichlich soupiert hat, verfolgen ihn böse Träume. Sie machen in ihm die Begriffe der Vergänglichkeit wieder lebendig, jener uralten barbarischen Zeit, in der der Mensch fast nur solche Dinge gebrauchen konnte, die sein Eigentum waren. Da kommt ein ungeheurer schwerfälliger Möbelwagen unter fürchterlichem Geräusch angefahren, auf dem groß angemalt die drohenden Worte stehen: „Heilig ist das Eigentum!“ Leute springen heraus, die Stühle, Tische, Teppiche, kurz alles davon schleppen, bis er zwischen den vier lahlen Wänden steht. Dann kommen Diener in der Livree der Bekleidungsanstalt B, das Eigentum ihrer Herren zu holen. Die Situation beginnt schon unheimlich zu werden. Denn jetzt kommt die Mannschaft des A'schen Wäsche-geschäfts — und der unglückliche Leihmensch hat nicht einmal eine Schwimmhose, die sein Eigentum wäre! Auch die bezieht er allemal im Bedarfsfalle gegen Leihgebühr! Schließlich erinnert sich auch der Hausbesitzer an den Eindringling, der sich in sein Eigentum eingeschlichen hat . . . So, und jetzt steht er auf der Straße und hat nichts als die Zahnbürste in der einen Hand und das Portemonaie in der andern, aber keine Tasje, in die er es stecken kann. . . .

Wacht er dann auf, so fällt er mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung in die weichen Dammern seines Leibbettes zurück. Wie gut, daß es außer dem Eigentumsrecht noch andre Rechte giebt — Sachen- und Obligationenrechte — besonders wenn man sie nicht zu studieren braucht! „Was Teufel geht es mich an“, so denkt er, „ob ich in meinen eignen Stiefeln stehe — wenn sie nur nicht drücken! Und was kümmerts mich, in welchem juristischen Verhältnis ich zu meinem — pardon! — zu dem Hemde stehe, das ich trage, wenn es sich nur weich und warm an meinen Leib schmiegt!“

So denkt der Leihmenschen, der heileibe kein Socialist und auch kein Bürger irgend eines socialistischen Zukunftsstaates, sondern ein Kind der modernen großstädtisch-kapitalistischen Entwicklung ist. Vielleicht ist er sogar Mitglied der freisinnigen Volkspartei, und ahnt gar nicht, daß er — Eugen Richter widerlegt hat.

Der Kapitalismus sorgt für sein Kind und seinen Nachfolger, den Socialismus, als ein rechter Vater! Indem er den modernen Leihmenschen schuf, hat er den Fanatismus des Eigentums durch die That besser verhöhnt, als es ein neuer Fischart oder Nabelais vermöchte. Die Vorurteile, die sich dem Socialismus in den Weg stellen, zerfällt er, ehe er sich selbst zerstört.

Das Eigentumsrecht ist diejenige Form des Sachenrechts, die den meisten Leuten das Recht auf die meisten Sachen verwehrt. Wie wird sich aber jene Ordnung des Sachenrechts benennen und im einzelnen gestalten, die das Eigentumsrecht ersetzen wird?

Wir wollen der Entscheidung nicht vorgreifen! Den künftigen Juristen wäre damit ein guter Spaß verdorben. Uns genügt es für diesmal, wenn sich Jurist und Laie in der fröhlichen Erkenntnis vereinigen, daß es ein schlechter Trost ist, alle Dinge im Eigentum haben zu dürfen, die man nie haben wird; daß es aber etwas sehr Schönes ist, alle Dinge, die man braucht, gebrauchen zu können, auch wenn sie einem nicht „gehören“.

Das ist die socialistische Moral aus der kapitalistischen Geschichte vom Leihmenschen. — P. S.

### Kleines feuilleton.

sg. Wintermarsch. Man muß ein Weilschen eingeschlossen gewesen sein, zwangsweise einige Wochen im Zimmer geholt haben, um so einen hellen Wintertag in all seiner Klarheit, Frische und Schöne schätzen zu können. Zuerst beißt's ein wenig um die Nase, und man schlägt den Manteltragen hoch, die brennenden Ohren zu schützen. Aber thun die Weine ihre Schuldigkeit, trappen die Füße energisch durch den knirschenden Schnee, dann strömt's bald in warmen Wellen durch den ganzen Körper, und wie Befaglichkeit kommt's über dich. Die Augen weiten sich, tiefer geht der Atem, die Winterluft fließt wie ein reiner, erquickender Quell in die Brust; die Augen werden heller und bliden in erhöhter Lebensfreude um sich.

In der Stadt quetschen die Räder den Schnee bald zu einem schmutzigen Brei; was wirklich ein Weilschen un verändert liegen bleibt, muß bald dem Wesen, der Hacke und dem Schieber weichen. In mannsbüchlichen Haufen lagert's dann im Rinnslein, bis der große Klappwagen kommt, den Drei hinauszubefördern vor's Thor.

Hier draußen aber, dort, wo sich die Landstraße gradlinig wie eine Schnur durch die Fesler zieht, ist alles wie in ein reines, ungetrübbtes Weiß getaucht. Selbst die Telegraphendrähte, welche dem Lauf der Straße folgen, ziehen sich wie weiße, unendliche Zwirnsfäden von einem Träger zum andern. Und diese Masse selbst: wie mit dicker Watte gepolstert auf der Windseite. Auch die Stämme der Chausseebäume präsentieren sich im gleichen einseitigen Schmuck, und auf den blattlosen Zweigen und Ästen sammeln sich die Flocken zu kunstvollen weichen Linien, die jeder Biegung des Geästes getreulich folgen und in ihrer Stärke variieren wie dieses.

Wir biegen ab von der Straße — ins Feld. Das ist kaum ein gangbarer Weg hier. Man kommt gar bald ins Glühen und knüpft den Mantel auf, der schon anfängt, die Schultern zu drücken. Fast sommerlich wird einem zu Mute. Die Kerche könnte wohl steigen. Aber da geht der Blick über die Acker: die grünen Flächen der Winterfaat, die pflugdurchfurchten schwarzen und gelben Schollen sind überzogen von dem weißen Pelz, den Mutter Natur sich freierend anlegte. Kein Vogelkaut. Dort hinten hüpfen ein paar schwarze Alere umher, Angehörige der diebischen Rabenzunft. Hier und da ein einsamer Baum oder wie ein Fleck auf säuberlichem Papier eine Buschgruppe in dunkler Schattierung.

In gleicher Färbung steigt's allmählich breit und hoch vor uns auf: der Wald. Der grüne, hügelige Moosteppich, auf dem er sich erhebt, hat sich in glänzendes Weiß verwandelt. Ein lahter, durchsichtiger Wirtensbestand erst. Dann junge Kiefern, Unterholz, breit ausladende Tannen. Wir folgen den Wildspuren, die sich zierlich in den Schnee prägten. Ein fußbreiter Pfad. Man muß sich bücken und wünden, um hindurchzukommen. Aber es lohnt die Mühe. Denn hier ist Märchenland. Und stände plötzlich ein Gnom vor uns — wir wundern uns nicht. Die Zweige der dunkelgrünen Nadelbüsche biegen sich unter der weißen Last. Dort, wo die Äste sich gabeln, wie auf den Enden der Zweige liegt's in dicken Wänschen. An den Spitzen hängen kristallklare Eiszäpfchen in unzähliger Menge,

in den seltsamsten Formen. Der Schnee ist leicht überfören; es blüht und blinkt von allen Seiten.

Stille um uns her. Nur ein Specht hämmert irgendwo eifrig am harten Stamm. Alles atmet Schönheit und ruhige Kraft. Märchenland! Wie ein Volk von Necken steigt der Hochwald auf. Anorrige, wunderliche Gestalten darunter. Und wie ein Bild weiblicher Zartheit und Anmut die schlanken Wacholderbüsche, denen der Winter mit zierlichen Flocken und Sternen ein wunderberliches Gewand spannt. Da ist auch der böse Zauberer: ein schiefer, buckliger Eichenklotz mit Schneeaugen und Eiszapfen an der Nase. . . . So quillt eins nach dem andren aus dem verschütteten Brunnen unsrer Kindheitserinnerungen. . . .

Wir sind oben. Unter uns, von einem durchsichtigen Schneefächer eingehüllt, die dunkle Masse der Baumkronen. Ganz unten in der Ebene ein dörfliches Villiput mit weißen, leuchtenden Dächern. Auch die ärmlichste Hütte noch ein Zierstück. Und in der Mitte ragt der schneebedeckte Turm des alten, verwitterten Kirchleins auf, ein goldenes Kreuz auf der höchsten Spitze; weiße Kreuze und Hügel am Fuße der Mauern. Dort ist der Winter, der Tod.

Aber neben uns, die wir in breiter Richtung hinabsteigen, ist das Leben. Die Jugend des Dorfes schleppt ihre kleinen Schlitten mit dem Seil über der Schulter hier herauf. Die Jungen und Mädchen leuchten wie Lastträger. Aber sind sie oben, dann wird der Schlitten gerichtet, sie hocken sich hinauf, die Hände klammern sich fest ans Sitzbrett und hinab geht's wie der Wind in tausender Fahrt. Auch Entgleisungen giebt's davor. Aber wer achtet eine Keule in dem eifrigen, jubelnden Spiel? Zaden und Hölde fliegen. Zanzen, Lachen, Schreien, erbhöte Gesichter. Man möchte wohl selbst noch einmal mit herunterfahren. Aber —

Unten steht so ein Knirps mit rotem Gesicht, wischt sich die schweißige Stirn mit dem Jadenärmel und mißt bedenklich die Höhe des Abhangs mit den Augen: „Et is bloß schad“, dat et den Berg ruff so langsam geht und so schnell wieder runter!“

Und nachdenklich, den Schlitten hinter sich herziehend, klettert er wieder nach oben. —

### Humoristisches.

— Eine Vertrauensperson. Besuch: „Zhr thut ja heut' alle so geheimnisvoll! Was ist denn los bei Euch?“

Schlächtersöhnehen: „Wir haben einen neuen Gefellen zum Wurstmachen kriegt. . . und der wird jetzt vereidigt!“ —

— Schlan. Gemeindevorstand Nagl: „Wie fangst Du es nur immer an, daß Dir bei Deinen Bauern alles durchgeht?“

Gemeindevorstand Bawl: „Ja weißt, ich bring' meine Anträge immer im Wirtshaus beim Knödelessen ein, und wenn ich dann frag': „Manner, wer hat was dagegen?“ — nacha möch' ich den sehn, der in dem Moment „nein“ sag'n kann!“ —

— Der wißbegierige Michl. „Wenn i' nur wißt, ob d' Ceuzi weiß, daß i' weiß, sie wißt' gern, ob i' weiß, daß i' mi' gern hat!“ —

(fliegende Blätter“.)

### Notizen.

— Die nächste Nobilität des Neuen Theaters ist „Schwester Beatriz“ von Maeterlinck. —

— Wilhelm Schmidts dreiaktiges Schauspiel „Mutter Landstrafe, das Ende einer Jugend“ wird in Wien und Budapest durch das Ensemble des Kleinen Theaters aufgeführt werden. —

— Oskar Strauß' neue Oper „Colombine“ wird im Theater des Westens die Erstaufführung erleben. —

— Im Wiener Carl-Theater hatte die neue Operette „Der Göttergatte“, Musik von Lehar, Text von Leon und Stein, Erfolg. —

— „Vacuus und Cambrinus“, ein neues Ballett von Pratesi, Musik von Minenco, fand bei der Erstaufführung in der Mailänder Scala Beifall. —

— Das Kupferstichkabinett bleibt, einer baulichen Veränderung halber, vom 25. Januar bis zum 6. Februar geschlossen. —

— Radiumerze kommen, wie der „Chemiker Allgemeinen Zeitung“ von einem bergmännischen Sachverständigen aus Freiberg geschrieben wird, nicht nur auf der böhmischen Seite des Erzgebirges (bei Joachimsthal), sondern auch auf der sächsischen vor. Das Radium findet sich als Nebengemenge edler Silberminerale zum Beispiel bei Grube „Himmelsfürst“ und „Himmelsfahrt“ zu Freiberg, bei „Weißer Hirsch“, „Wolfgang Rachen“, „Gesellschaft“, „Daniel“ und „Siebenkleen“ zu Schneeberg. Im Vogtlande wurde es bei „Himmelsfahrt“ und „Grummelstadt“ mit Wismut und Zinn zusammen vorgefunden. Die wichtigste sächsische Fundstelle ist jetzt „Vereinigt Feld“ im Forstenberge bei Johannsgeorgenstadt. Die Wiederaufnahme der Gewinnung des gegenwärtig noch enorm teuren Uranpecherzes ist geplant. In Joachimsthal dient und dient das seltene Erz zur Herstellung schöner grüner und gelber Farben für Porzellanmalerei und zum Färben des sogenannten Uranglases. —